Rio, die geteilte Stadt

Rio de Janeiro ist die schönste Stadt Brasiliens – und die elendste. Kann Olympia daran etwas ändern?

Von Dennis Kremer

Wenn von Rio de Janeiro, Brasiliens aufregendster Stadt, die Rede ist, mag man als Ausländer an vieles denken, aber sicher nicht an Asphalt. Fragt man dagegen die Cariocas, wie sich die Einwohner Rios selbst nennen, so fällt dieses Wort immer und immer wieder: *asfalto*. Es ist zu einem Schlüsselbegriff geworden in einer Stadt, die in der Welt eigentlich durch ganz andere Dinge von sich reden macht: durch ihre einzigartige natürliche Schönheit, ihre weltberühmten Strände Copacabana und Ipanema und durch die alles überragende Christus-Statue.

Dies ist das Postkarten-Rio, das jeder kennt, der schon einmal durch einen Reisekatalog geblättert hat: leuchtend blaues Meer, kilometerlange Strände. Wer die Stadt eine Woche vor den Olympischen Spielen besucht, wird aber entdecken, dass gerade in den reichen Vierteln direkt am Meer auch die Straßen in ziemlich gutem Zustand sind, für Brasilien eigentlich eine Seltenheit. Weil es an solch guten Straßen aber in vielen ärmeren Stadtteilen mangelt und es gerade in den Favelas (den Elendsvierteln) oft nicht mal asphaltierte Wege gibt, ist das Wort Asphalt auf besondere Art in den täglichen Sprachgebrauch übergegangen: der Asphalt – das sind die Reichen und ihre wunderschönen Stadtteile in Rios Süden, der *Zona Sul*. Gerade einmal elf Prozent der mehr als sechs Millionen Cariocas leben dort. Fast alle anderen, gerade die Bewohner der meisten nördlichen Stadtteile und der Favelas, fühlen sich häufig als die Ausgeschlossenen und Abgehängten. Eine Zwei-Klassen-Gesellschaft.

Jetzt ist dies, für sich genommen, noch keine allzu große Überraschung: Jede Stadt der Welt hat nun einmal ihre besseren und ihre schlechteren Stadtviertel, warum sollte dies ausgerechnet in Rio anders sein? „Das, was Rio vom Rest der Welt unterscheidet, ist die Größe des Gegensatzes zwischen Arm und Reich", sagt Jan Woischnik, der das Büro der Konrad-Adenauer-Stiftung in Rio de Janeiro leitet.

Die Verhältnisse sind in der Tat krass. Das Magazin *Economist* hat unlängst ausgerechnet: Die Lebenserwartung in einem der guten Viertel beträgt im Schnitt 80 Jahre, aber nur 67 Jahre in Rocinha, einem der größten Armenviertel der Stadt. Auch andere Statistiken zeugen von einer tiefen Spaltung. Der Gini-Koeffizient, ein Maß für die Verteilung der Einkommen, ist in keiner anderen brasilianischen Metropole so hoch wie in Rio. Das bedeutet: In keiner brasilianischen Großstadt ist die Ungleichheit größer. Die Immobilienpreise können darum in schicken Stadtteilen wie Leblon umgerechnet im Schnitt leicht mehr als 6500 Euro je Quadratmeter betragen, das entspricht dem 26-Fachen des brasilianischen Mindestlohnes. Auch die Mordrate ist erschreckend hoch: Mehr als 1200 Morde gab es in Rio im vergangenen Jahr, zum größten Teil fanden sie in den Armenvierteln statt.

Letzteres erschüttert umso mehr, weil Rios Politiker ihren Bürgern einst ein großes Versprechen gegeben haben. 2009 war dies, Rio hatte gerade als erste Stadt in Südamerika das Austragungsrecht für die Olympischen Spiele gewonnen, eine Sensation. Von diesen Spielen, so hieß es damals, würden alle Bürger profitieren – durch bessere Infrastruktur und höhere Sicherheit. Fünf Tage vor der Eröffnungsfeier konstatieren aber selbst brasilianische Zeitungen: Von diesem Versprechen ist wenig geblieben. Wohl noch nie in ihrer Geschichte fanden die Olympischen Spiele an einem derart gewalttätigen Ort statt wie Rio de Janeiro.

Wie ist es möglich, dass diese bezaubernde Stadt in solchem Elend verharrt?

Wer nach den Ursachen für Rios missliche Lage sucht, trifft auf einen Grund, der mit Rio de Janeiro selbst erst einmal nur wenig zu tun hat, dafür aber viel mit dem ganzen Land und der Weltwirtschaft. Brasilien, das hat sich selbst im fernen Europa mittlerweile herumgesprochen, leidet derzeit unter der wohl schwersten Wirtschaftskrise seiner Geschichte. Der tiefe Fall des Ölpreises macht dem Land schwer zu schaffen, bis heute hängt es stark von Einnahmen aus dem Rohstoffgeschäft ab. Dies gilt in besonderem Maße für Rio de Janeiro. Als in den 2000er Jahren der Ölpreis immer weiter stieg und man vor Rios Küste neue Ölvorkommen entdeckte, wähnte sich die Stadt im Glück. Der damalige Staatspräsident Lula da Silva ließ es sich 2006 nicht nehmen, zur Grundsteinlegung neuer Anlagen höchstselbst vorbeizuschauen – insgeheim sah sich Rio bereits als das Dubai Lateinamerikas.

Heute, gut zehn Jahre später, sind viele der Anlagen noch immer nicht fertiggestellt, und es steht in Frage, ob die neuentdeckten Ölvorkommen jemals abgebaut werden. Denn dies lohnt nur, wenn der Ölpreis wieder deutlich steigt. Nun ist es nicht so, als würde im Bundesstaat Rio de Janeiro, der neben der Stadt auch die angrenzenden Regionen umfasst, überhaupt kein Öl mehr gefördert. Aber der Rückgang des Preises führt zu ernsten Problemen: Aus den Abgaben von Ölkonzernen und anderen Rohstofffirmen bestreitet der Bundesstaat üblicherweise einen wichtigen Teil seiner Ausgaben, in diesem Jahr funktioniert dies allerdings überhaupt nicht.

Auch wegen der Entwicklung des Ölpreises beträgt das Haushaltsdefizit des Bundesstaates 2016 voraussichtlich umgerechnet 5,2 Milliarden Euro. Eine gewaltige Summe, die dazu geführt hat, dass die Regierung unlängst den finanziellen Notstand ausgerufen hat. Dass gleichzeitig das ganze Land aufgrund des Amtsenthebungsverfahrens gegen Präsidentin Dilma Rousseff wie paralysiert ist, tut ein Übriges.

Es gibt aber noch einen zweiten wichtigen Grund für Rios Elend, und er hat nichts mit dem großen Ganzen, sondern viel mit den Strukturen dieser einzigartigen Stadt zu tun. Man könnte auch von den besonderen Eigenarten der Favela-Ökonomie sprechen. Sage und schreibe 763 dieser Armenviertel gibt es in der Stadt – manche sind riesig und beherbergen mehr als hunderttausend Menschen, manche sind klein und bestehen nur aus wenigen Straßenzügen. Sie alle eint aber eine Gemeinsamkeit: Dort zu leben und zu arbeiten ist aus Sicht vieler ihrer Bewohner attraktiver, als man auf den ersten Blick vermuten würde.

Denn obwohl diese Viertel oft in den Händen von Drogen-Gangs sind und Staat und Polizei hier kaum Einfluss haben, stört dies die Bewohner oft gar nicht so sehr. Damit kein Missverständnis aufkommt: Favelas sind keine angenehmen Orte. Die einfachen Häuschen haben oft nicht mal ein Dach, die Gassen sind eng, schon ein mittelstarker Regenschauer kann dort großes Unheil anrichten.

Aber es gibt für die Menschen oft Beschäftigungsmöglichkeiten, die zumindest ökonomisch deutlich attraktiver sind als die Arbeit als Hausmädchen oder Chauffeur in den Wohnvierteln der Reichen – die klassische Tätigkeit eines Favela-Bewohners und bis heute in Brasilien weitverbreitet. Etwa das doppelte Gehalt eines Hausangestellten kann aber derjenige verdienen, der einfache Botengänge für die Drogen-Gangs ausführt. Natürlich macht dabei längst nicht jeder mit, und natürlich ist den Menschen in der Regel auch bewusst, dass sie etwas Illegales tun. Doch häufig haben sie eine starke Loyalität zu den Anführern der herrschenden Drogenkartelle entwickelt, die sich nicht allein durch Angst erklären lässt.

Wie der Journalist Misha Glenny in seinem spannenden Buch „Der König der Favelas" am Beispiel von Rios großem Armenviertel Rocinha beschreibt, handelt es sich bei diesen kriminellen Organisationen trotz aller Gewalt im Kern um mittelgroße Wirtschaftsunternehmen, die viel für die Favelas tun. So verteilen sie oft Medikamente und Lebensmittel an bedürftige Einwohner – eine Art Sozialprogramm, mit dem man sich die Unterstützung der Bevölkerung erkauft. Auch spricht der Chef der Organisation oft ganz im Stile eines autokratischen Fürsten aus dem Mittelalter Recht, wenn es zu Konflikten kommt – hart, aber gerecht, wenn man Glenny Glauben schenken darf. Dies hat in vielen Elendsvierteln zumindest zeitweise für Stabilität gesorgt, es aber für die Bewohner gleichzeitig noch schwerer gemacht, diese Welt hinter sich zu lassen. Man könnte sagen: Das System hat sich selbst verfestigt.

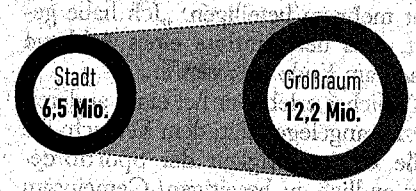
In jüngster Zeit hat der Staat versucht, die Herrschaft über diese Gebiete zurückzugewinnen, vor allem durch den Einsatz sogenannter Friedenspolizisten. Sie vertrieben die Drogen-Gangs zwar in vielen Fällen, hatten aber, anders als diese, keine kostenlosen Medikamente oder Lebensmittel im Angebot. In Verbindung mit zahlreichen Korruptionsfällen bei der Polizei führte dies am Ende dazu, dass die Favela-Einwohner den Polizisten mehr misstrauten als den Mitgliedern der Drogenbanden. Der Einsatz der Friedenspolizei gilt heute weitgehend als gescheitert, die Gangs sind längst wieder zurück.

Grund genug für die Bewohner Rios, die Aufmerksamkeit der Welt vor den Spielen zu nutzen, um auf ihre missliche Lage aufmerksam zu machen? Ausgerechnet Rios Polizisten, die zuletzt oft monatelang auf ihre Gehaltszahlungen warten mussten, haben das versucht. Einige Tage lang begrüßten sie die Touristen am Internationalen Flughafen mit einem Spruchband mit der englischen Aufschrift „Welcome to hell". Als die ersten internationalen Medien darüber berichteten, wurden die Gehälter auf einmal wieder ausgezahlt. Brasiliens Regierung, eigentlich für die Polizei des Bundesstaates Rio nicht zuständig, half mit rund drei Milliarden Reais (rund 800 Millionen Euro) aus, um eine Ausweitung des Skandals zu verhindern. Aber davon abgesehen, ist Rios Bevölkerung in diesen Tagen bemerkenswert ruhig.

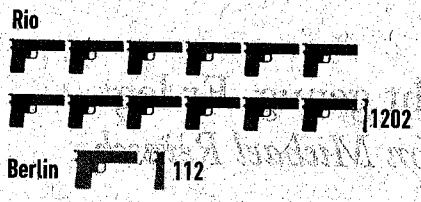
Denn eines eint fast alle Cariocas, ob superreich oder bitterarm: unbändiger Stolz. Sie alle wollen, dass sich ihre Stadt auf der Weltbühne so präsentiert, wie sie Rio in ihren zahlreichen Liedern besingen – als *Cidade Maravilhosa*, als wunderbare Stadt. Unzufriedenheit oder gar Proteste würden da nur stören.

Die Olympiastadt Rio de Janeiro in Zahlen

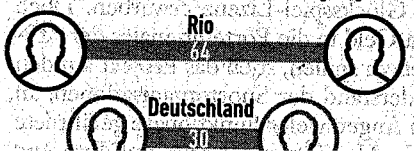
Einwohner



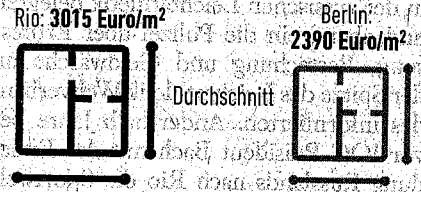
Morde im Jahr 2015

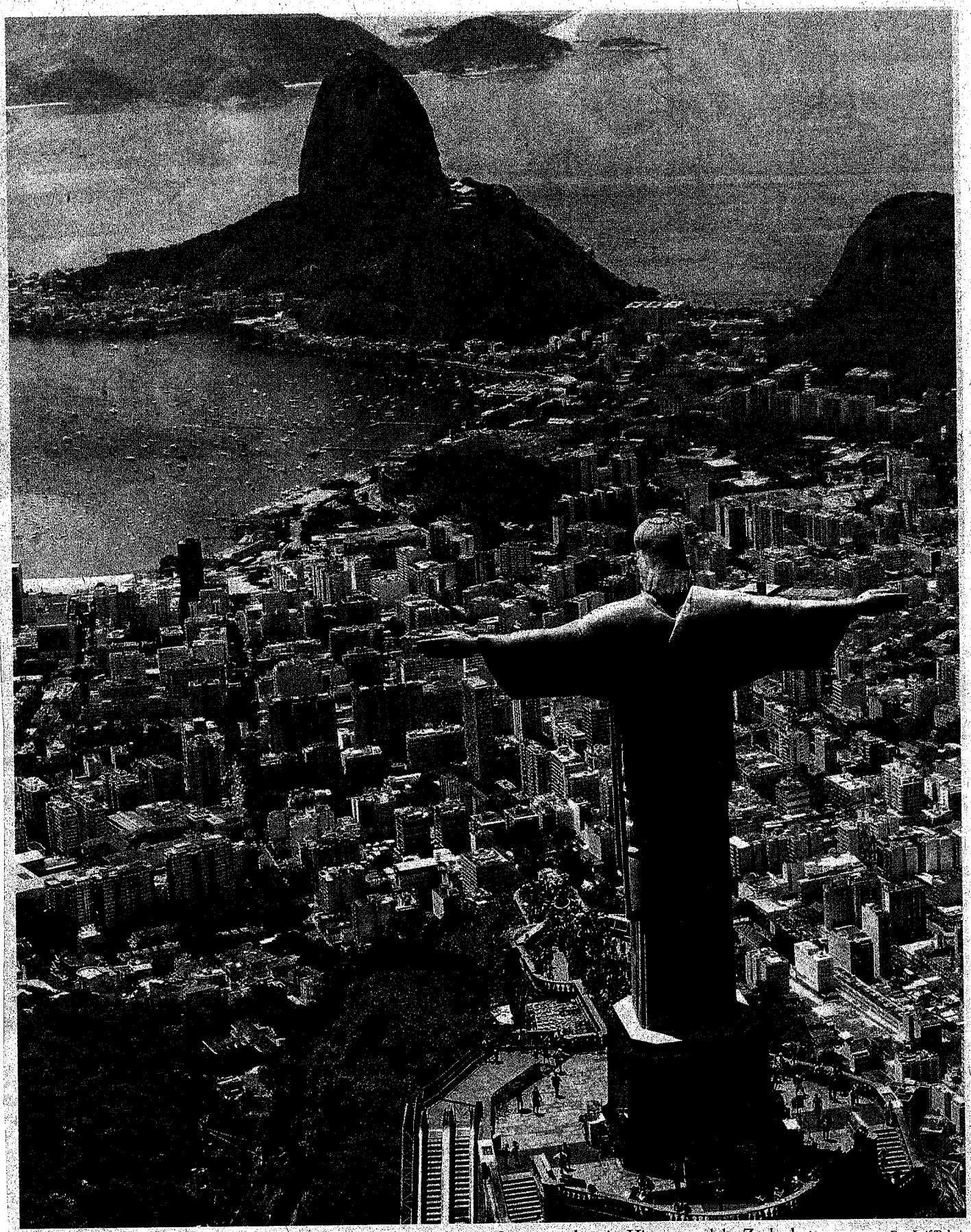


Ungleichheit
Einkommensverteilung (gemessen am Gini-Koeffizienten) 0=völlig gleich, 100=völlig ungleich



Immobilienpreise





Blick auf die Guanabara-Bucht in Rio: Im Vordergrund ist die Christus-Statue zu sehen, im Hintergrund der Zuckerhut. Foto Laif/Polaris